

Neu gelesen: Judith R. Walkowitz

Judith R. Walkowitz, City of Dreadful Delight. Narratives of Sexual Danger in Late-Victorian London (Women in Culture and Society; Bd. 17), Chicago (University of Chicago Press) 1992, 368 S., 15 Abb., 32 €

Die Monographie von 1992 von Judith R. Walkowitz gehört längst zu den Standardwerken in Forschung und Lehre über Sexualität, Prostitution und Diskurse um Geschlechterverhältnisse in urbanen Kontexten im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die Historikerin untersucht das kulturelle Gefüge, in dem sich im spätviktorianischen London Diskurse um (Gefahren der) Sexualität konstituierten und verbreiteten. Als chronologischen Rahmen für ihre Untersuchung wählt sie zwei öffentlich skandalisierte Debatten in Verbindung mit Prostitution: zum einen die Enthüllungen um Kinderprostitution durch den Journalisten William T. Stead 1885, und zum anderen die Berichterstattung von 1888 um die Serienmorde im Londoner East End, begangen von einem*r vermeintlichen Protagonist*in, die*der als Jack the Ripper in die Geschichte eingehen sollte. Diese beiden Zeitungs-skandale ermöglichen Walkowitz, die öffentliche Auseinandersetzung mit Sexualität durch verschiedene gesellschaftliche Klassen zu rekonstruieren. Postmoderne Gesellschaftskritik bildet dabei den Rahmen ihrer kulturwissenschaftlich interessierten Analyse. Walkowitz schöpft aus Foucault'schen Überlegungen zur Einbettung des Subjekts in gesellschaftliche Machtgefüge und deren Wirkung auf Diskurse. So kann sie zeigen, wie in den damaligen medialen Debatten Narrative über sexuelle Gefahr jene über privatisierte und in den Fami-

lienkontext verbannte Konstruktionen von Sexualität ablösen.

Walkowitz geht zunächst von der Beobachtung aus, dass die Forschung rund um die Morde im Londoner East End von 1888 Gender nicht mitdachte – trotz der Tatsache, dass alle Opfer Frauen waren und die (vermeintlich männliche) Identität des Mörders nie geklärt werden konnte. So wurde eine wesentliche – und auch im gegenwärtigen Kontext höchst aktuelle – Thematik, nämlich jene privater und öffentlicher Femizide, unreflektiert gelassen und die Auswirkung eines daraus konstruierten Angstnarratives auf den Alltag von Frauen (und Männern) im spätviktorianischen London übersehen. Indem sie diese Dimension berücksichtigt, gelingt es Walkowitz, soziale Akteur*innen aller Geschlechter und Klassen in den Blick zu nehmen, die in die Aushandlung von Sexualität und Geschlecht verwickelt waren. Zugleich zeigt sie die Diskursstränge über sexuelle Gefahren und deren Auswirkung auf die soziale Entwicklung in den Metropolen des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf.

In »Urban Spectatorship« (Kapitel 1) und »Contested Terrain: New Social Actors« (Kapitel 2) geht es zunächst um die lange Tradition eines männlichen urbanen Blickes (*male gaze*) und der damit einhergehenden männlich dominierten Konstruktion von Sexualität, die im Untersuchungszeitraum von neuen Dynamiken der städtischen Entwicklung herausgefordert werden. Hier argumentiert Walkowitz, dass durch neue Aktivitäten wie Einkaufen oder Erwerbsarbeit die Stadtbewohner*innen (insbesondere die Bewohnerinnen) sich stärker den öffentlichen Raum anzu-eignen begannen, was sich dann auch in medialen Debatten widerspiegelte. Ihr mikrogeschichtlich-interpretativer Ansatz kann hier seine ganze Wirkmacht entfalten, wenn sie vorführt, wie sich in

den medialen Debatten um skandalisierte Dramen und Kriminalfälle zunehmend auch Frauen emanzipierten. Denn in den neu entstehenden urbanen, kommerzialisierten (Vergnügungs-)Räumen konnten neue Akteur*innen eine Bühne finden und sich neue journalistische Praktiken etablieren. Dieses konflikt-hafte Ineinanderwirken des vielschichtigen urbanen Gefüges lässt die Autorin von »umkämpftem Terrain« sprechen, auf dem die Stadtbewohner*innen auch zu sensationslustigen Zuschauer*innen wurden. Dass Geschlecht hier eine in der Analyse essentielle Kategorie ist, wird damit augenscheinlich. Damit erschließt sich für viele neuere Forschungen die Notwendigkeit, komplexe Dynamiken und Grenzen analytischer Kategorien übergreifend zu explizieren. Denn in der Studie von Walkowitz war es die jeweilige Position der Individuen im urbanen Machtgefüge, die die Debatten um Sexualität bestimmte und dazu führte, dass im Zuge neuer journalistischer Praktiken auf die Gefahren der Großstadt aufmerksam gemacht wurde.

Um eine dieser in den Medien diskutierten Gefahren zirkulieren die weiteren Kapitel. Im Kapitel »The Maiden Tribute of Modern Babylon« (Kapitel 3) geht Walkowitz W.T. Steads Berichterstattung über Menschenhandel und Kinderprostitution in London und deren Repräsentation in den zeitgenössischen Medien nach. Walkowitz geht jedoch über damals herkömmliche Narrative zu Steads Wirken hinaus. Sein investigativer Journalismus und die Berichterstattung darüber, wie er für einen minimalen Geldbetrag ein Mädchen käuflich erwirbt, lösten einen Skandal aus und generierten breites öffentliches Interesse. Die Berichterstattung habe die Entstehung von Narrativen rund um sexuelle Gefahren maßgeblich beeinflusst, die moralische Panikkonstruktion ge-

nährt und sei schließlich in den Ripper-Debatten kulminiert. Stead habe zwar den Widerstand gegen die Pornografie und die sexuelle Gefährdung von Frauen mobilisiert, aber gleichzeitig deren Bedrohung verstärkt. Darüber hinaus habe er mit seinem Entwurf der männlichen Figuren und einer neuen Perspektive auf den elitären Bösewicht – trotz jeder im Bericht verpackten Kritik an der weitverbreiteten Praxis körperlicher Übergriffe auf Frauen aus der Arbeiterklasse – eine gesteigerte Lust an Pornografie erzeugt. Außerdem zeigt Walkowitz, dass Stead ein kriminelles weibliches Element dem urbanen Werden der modernen Metropolen einscrieb. Dies ist ein Aspekt, warum diese Monographie noch immer als relevant gilt – nämlich wegen ihres innovativen Vorgehens bei der Erforschung von Alltag und populären Praktiken im öffentlichen, im privaten, aber auch im semi-öffentlichen urbanen Gefüge.

Eine präzise Analyse der heterogenen und immer wieder auch widersprüchlichen Diskurse in »The Maiden Tribute: Cultural Consequences« (Kapitel 4) lässt Walkowitz schließen, dass die in Steads Berichterstattung konstruierten Rollenbilder nicht unmittelbar Frauen zur Identifikation dienen konnten. Deshalb gestalteten Feministinnen die Debatten um »Maiden Tribute« erheblich um – für die Zwecke der Emanzipation und als eine Möglichkeit für Frauen, sexuelle Angelegenheiten in der Öffentlichkeit zu diskutieren. Im Aufwind des gesellschaftlichen Interesses gelang es, zum Beispiel Frauen der mittleren Gesellschaftsschichten zu Solidaritätsbekundungen für Frauen aus der verarmten Gesellschaft zu bewegen. Obwohl »Maiden Tribute« auch stark disziplinierend auf die Frauen der Arbeiterklasse wirkte, ermöglichte es, auch neue Wege selbstbestimmterer weiblicher Sexualität zu artikulieren.

In »The Men and Women's Club« (Kapitel 5) und »Science and the Séance: Transgressions of Gender and Genre« (Kapitel 6) erörtert Walkowitz das sich in den Narrativen perpetuierende genderspezifische Machtgefüge. So thematisiert sie mit dem Fall der Spiritualistin Georgina Weldon Versuche von Ehemännern, sich ihrer Ehefrauen mit Hilfe von Einweisungen in »Irrenanstalten« zu entledigen. In der Erforschung des öffentlichen Auftretens von Weldon gegen ihren Ehemann kann Walkowitz zeigen, wie sich der Diskurs gegen die medizinische Elite wandte. Hierbei wird deutlich, was sich als roter Faden durch die Monographie zieht: Während Frauen als Opfer infolge größerer öffentlicher Aktivitäten und Präsenz stilisiert wurden, konnten Männer, beispielsweise unter dem Vorwand, die Kinderprostitution zu untersuchen oder Mediziner zu sein, Sexarbeit legitim einfordern, denn niemand hinterfragte in der spätviktorianischen Gesellschaft deren Autorität und Seriosität.

Das letzte Kapitel »Jack the Ripper« (Kapitel 7) und das darauffolgende Schlusskapitel über den »Yorkshire Ripper« (Epilogue) zeigen, dass die damalige Presse zwar die Brutalität und Gewalt der Morde anprangerte, aber auch schnell darauf zurückführte, dass die verstärkte öffentliche Präsenz von Frauen ihren Preis hatte. Auch hier kann Walkowitz über früher weitverbreitete Narrative der Historiographie hinausgehen und kritisch beleuchten, wie die Phantasien um die vermeintlichen Identitäten der »Ripper« ein anhaltendes Gefühl der erhöhten weiblichen Verletzlichkeit produzierten, welches klassenübergreifend wirkte. Dies habe dann eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit von Frauen im täglichen Leben mit sich gebracht.

Walkowitz' Forschung besticht durch ihre theoretische Fundiertheit und kann über die Ebene der Rekonstruktion hin-

ausgehend narratologische Strategien sowie deren Auswirkung auf die Diskurskonstruktion über Sexualität und Kriminalität darstellen. Aufgrund des drei Jahrzehnte zurückliegenden Erscheinungsjahrs liegt inzwischen eine breite neue Forschungsliteratur zu postkolonialer Subjektermächtigung, Repräsentationen von Genderdiversität und Subjektivität vor. Vor diesem Hintergrund neuer Forschungsbefunde und theoretischer Überlegungen könnten manche der Befunde gegengelesen werden. Zum Beispiel ließe sich die grundlegende Vorannahme der Diskursanalyse betreffend subtextueller Machtstrukturen stärker auf Handlungsspielräumen subalternen Akteur*innen dekonstruieren. Das heißt allerdings keinesfalls, dass die Lektüre von Walkowitz' Grundlagenliteratur nicht immer noch ihre Berechtigung und Notwendigkeit hat. So griff die Autorin in ihrer Auseinandersetzung mit den urbanen Dynamiken, etwa der Aneignung und den Deutungskämpfen um städtische Räume, wesentliche alltags- wie geschlechtergeschichtliche Konzepte (das Erschließen von Räumen durch Spazieren, das urbane Bild des Flaneurs etc.) auf. Denn eine ihrer wichtigsten, aus postmoderner Kritik schöpfenden Erkenntnisse bleibt sicher die Darstellung der Mechanismen, durch die eine dauerhafte Opferinszenierung und Legendenbildung sowie ein Vokabular für männliche Gewalt aus etwas entstanden ist, was einer der vielen flüchtigen Kriminalfälle in den wachsenden Metropolen des ausgehenden 19. Jahrhunderts hätte bleiben können.

Susanne Korbel (Graz)

Für eine andere Historiographie

Achim Landwehr, *Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie*, Göttingen (Wallstein) 2020, 380 S., 28 €

In und mit seinem Buch plädiert der Historiker Achim Landwehr für eine alternative Geschichtsschreibung, die nötig sei, um den aus seiner Sicht begrenzten und daher unzureichenden Kollektivsingular ›Geschichte‹ zu überwinden. Angesichts einer immer gleichzeitig bestehenden »Vielzeitigkeit« und der daraus resultierenden Komplexität temporaler Bezugnahmen müsse stattdessen von einem »Kollektivplural« und »vom Historischen« die Rede sein. Verknüpft ist diese Forderung mit einer generellen Kritik am Konzept ›der Moderne‹ sowie dem damit einhergehenden, seit gut zweihundert Jahren dominanten Denken und Handeln gemäß eines Zeitstrahls. Um genau Letzteres kreisen die in seinem Buch versammelten Beiträge vor allem: das Thema ›Zeit‹.

Hierzu gibt es, wie auch Landwehr feststellt, eine beinahe unüberschaubare Anzahl an Publikationen aus den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften. Gerade Historiker*innen beschäftigen sich im Prinzip konstant damit, Wandel im Laufe der Zeit zu untersuchen. Dabei wird in der Regel eine – nämlich lineare und homogene – Auffassung von Temporalität als gegeben vorausgesetzt, auf deren Grundlage sich Periodisierungen vornehmen lassen. Klassische Studien zur Zeitmessung und -rechnung wiederum beförderten die Vorstellung einer kontinuierlich fortschrittlichen Epoche ›der Moderne‹. Seit etwa 2010 allerdings zeichnet sich in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft eine Hinwendung zu ›Zeit‹ als etwas Gemachtes, als

symbolisches Produkt soziokultureller Aushandlungsprozesse ab, das wandel- und somit historisierbar sei. Dieser Perspektivenwechsel ist als *temporal turn* bezeichnet worden und rückt Fragen nach den Funktionen bestimmter Auffassungen und Verwendungen von ›Zeit‹ in den Blick. Im Zuge dessen problematisieren Historiker*innen zunehmend, inwiefern und zu welchem Zweck sie selbst daran beteiligt sind, Zeitkonzepte und -diagnosen auszumachen beziehungsweise zu perpetuieren. Aktuellere und dabei grundlegende geschichtstheoretische Ausführungen hierzu liegen indes eher spärlich vor. Umso willkommener sind Landwehrs Einlassungen – auch wenn er nicht von einem *turn* sprechen mag.

Wie in Teilen bereits aus einigen seiner früheren Publikationen bekannt – zum Beispiel aus seinem Essay zur *anwesende[n] Abwesenheit der Vergangenheit* (2016) sowie seiner Monographie *Geburt der Gegenwart* (2014) – sind für Landwehr zwei Überlegungen zentral: Zum einen müsse »Pluritemporalität« anerkannt werden, also die Tatsache, dass viele unterschiedliche Zeiten parallel zueinander bestehen. Menschen leben immer in und mit einer temporalen Vielfalt, wobei sie selbst diese zahlreichen Zeiten ausbilden. Dies geht bei Landwehr zum anderen mit dem Grundgedanken einher, dass Menschen und Gesellschaften sich ›Zeit‹ nur in einem spezifischen Moment vorstellen können und auch nur dann Formen des Umgangs mit ihr pflegen. Das heißt, mit Blick auf die Ausbildung von Zeitdimensionen, dass Vergangenheit und Zukunft stets Projektionen beziehungsweise Konstruktionen einer Gegenwart sind. Aus diesen beiden Voraussetzungen folgert Landwehr, dass die geschichtswissenschaftliche Forschung sich mit Fragen danach befassen sollte, wie und warum Zeiten produziert und voneinander unterschieden wurden. Re-

levant sind ihm zufolge zudem Untersuchungen der temporalen Relationierungen, also der Arten und Weisen, wie die vielen unterschiedlichen Zeiten miteinander in Beziehung gesetzt worden sind.

Diese Prämissen und das daraus resultierende Plädoyer für *eine andere Historiographie* ziehen sich durch das gesamte Buch und sorgen dafür, dass der Eindruck eines schlüssigen Gedankengebäudes zum Thema »Zeit« entsteht. Dazu trägt maßgeblich ebenfalls die Einleitung bei, die eine zu Beginn des 21. Jahrhunderts aktuelle (temporale) Verunsicherung konstatiert, zentrale Fragen bündelt und die allgemeine Stoßrichtung erläutert. Sie stellt einen der insgesamt fünf neuen Beiträge dar, die neben neun bereits zuvor publizierten, mehr oder weniger überarbeiteten in der vorliegenden Veröffentlichung zusammengeführt werden, und zwar anhand von vier thematischen Rubriken.

Der erste Abschnitt »Zeitfragen« führt in das ein, was Landwehr nun nicht mehr »Zeit-Geschichte« nennt, sondern – im Einklang mit seiner Betonung von »Pluritemporalität« und temporalen Relationierungen – »Zeiten-Geschichte«. Er zeigt auf, welche Konsequenzen ein solches »Zeit«-Verständnis für die Geschichtswissenschaft im Speziellen und das »Modernisierungsparadigma« im Allgemeinen haben könnte. In diesem Zusammenhang zeichnet er nach, wie europäische Zeitrechnungsmodelle und – damit einhergehend – die naturalisierte Vorstellung einer linearen Zeit überhaupt erst entstanden und diffundierten.

Der zweite thematische Block »Zeitweisen« konzentriert sich auf die Zeitdimensionen, die wir üblicherweise voneinander unterscheiden, wobei Landwehr betont, dass eben nicht nur die Zukunft, sondern auch die Vergangenheit wandelbar ist – je nach spezifisch gegenwärtiger Bezugnahme. Entsprechend

verdiene die Gegenwart besondere Beachtung: Immerhin sei dies die Zeit, die »Verfügbarkeit« gewährleiste; also diejenige, in der wir »anwesend-abwesende[...] Zeiten« festlegen beziehungsweise verändern.

Unter der dritten Rubrik »Zeitwirbel« fordert Landwehr zunächst, das Vergessen nicht als einen »Defekt« anzusehen, sondern vielmehr als etwas, das auf die Kontingenz und somit die Potentiale des Historischen hinweise, da »Unerwartete[s]« auftreten könne. Ferner kritisiert er die Formel von einer »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« und die Rede von »Anachronismen«. Beides zeuge von euro- wie chronozentristischen Sichtweisen. Gehe man stattdessen von einer gleichzeitig bestehenden temporalen Vielfalt aus, dann gebe es keine chronologischen Devianzen oder Einordnungsfehler.

In dem vierten Abschnitt seines Buchs, »Zeitschaften«, der die höchste Zahl an Originalbeiträgen umfasst, will Landwehr seine Kritik für die Geschichtswissenschaft produktiv machen. Auf Grundlage des Begriffs »Chronoferenz« plädiert er für eine neue Form des historischen Erzählens, die die ebenso vielfältigen wie komplexen Möglichkeiten temporaler Relationierungen zum Ausdruck bringen soll. Seinen Alternativvorschlag veranschaulicht er anschließend anhand dreier Beispiele.

Weder die Abschnitte, noch die Beiträge im Einzelnen, noch die darin verwendeten Unterüberschriften sind nummeriert. Eine Orientierung im Buch wird dadurch in formaler Hinsicht erschwert. Schon aufgrund der zahlreichen und mitunter vagen Komposita, der zum Teil sehr langen literarischen Zitate, aber auch aufgrund des regelrechten Feuerwerks an Thesen und Vorschlägen, das Landwehr zündet, fällt es nicht immer leicht, den Überblick zu behalten. Allerdings steht der somit erweckte Eindruck

einer gewissen Gleichzeitigkeit sämtlicher Inhalte, der durch ein paar Redundanzen und interne Querverweise in den Fußnoten verstärkt wird, im Einklang mit Landwehrs zentralen Überlegungen. Insgesamt betrachtet überzeugen Landwehrs Ausführungen, dass es für die geschichtswissenschaftliche Forschung notwendig sei, die Pluralität und Relationierungen von Zeiten anzuerkennen, zu untersuchen und angemessen darzustellen. Wie Landwehr Letztgenanntes zum Schluss seines Buches umsetzt, verbleibt aber eher im Essayistischen und konzentriert sich überwiegend auf hochkulturelle Akteure und Produkte. Landwehr selbst hatte seinen Ausführungen vorangestellt, er werde seine Forderungen nicht vollständig einlösen können. Vielmehr gehe es ihm darum, gängige Sichtweisen auf ›die Geschichte‹ zu irritieren und ihre übliche Präsentation zu hinterfragen. Dies ist ihm definitiv gelungen und stellt zahlreiche inspirierende Anknüpfungspunkte zur weiteren, nicht nur fachinternen Diskussion bereit.

Caroline Rothauge (Eichstätt-Ingolstadt)

Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge

Susanne Burghartz/Madeleine Herren, *Seide, Sand, Papier. Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge*, Basel (Christoph Merian Verlag) 2021, 240 S., 122 Abb., 28 €

Bereits im Titel klingen jene materiellen und lokalen Bezüge an, welche die beeindruckende Arbeit von Susanne Burghartz und Madeleine Herren miteinander verschränken und die sie räumlich zugleich entgrenzen: Die Sommerresidenz eines Basler Seidenbandfabrikanten wird als Aushandlungsort einer Transfer- und Verflechtungsgeschichte dechiffriert, die

vielfältigste Bezüge global verschränkter Moden und Distributionswege aus der Schweizer Wirtschaftskapitale heraus und zu ihr zurück belegt. So entsteht vom Kleinen ins Große und wieder zurück »Mikroglobalgeschichte«, einen Neologismus, den die Autorinnen mit dieser Studie einführen, die eine singuläre materielle Quelle als *Entangled Singularity* in ihren Verschränkungen mit transregionalen und transkulturellen Verflechtungsprozessen erschließt.

Die Autorinnen sind forschend und lehrend am *Institute for European Global Studies* der Universität Basel tätig, dessen Direktorin Madeleine Herren zugleich ist. Globale Verflechtungsphänomene nahm sie schon früh in den Blick und legte für das 19. und 20. Jahrhundert maßgebliche transkulturelle Forschungen und Studien zur Globalgeschichte von Ordnungen und Organisationen vor. An der Erforschung transkultureller Phänomene eines global agierenden Europas ist auch das hier besprochene Werk ausgerichtet. In dieses bringt Susanne Burghartz – Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit am gleichen Institut – ihre thematisch breiten Forschungen zur Frühneuzeitgeschichte und frühen europäischen Expansion ein sowie ihre stupende Expertise in Material Culture History. Es entstand ein kollaboratives Werk, dessen konzeptionelle und stilistische Geschlossenheit überzeugt und im Ausblick einem kollegialen Verweis auf Beitragende gebührend Raum gibt. Nicht zuletzt findet sich auch darin der nachhaltige Nutzen forschender Netzwerke als *Shared Communities* im Feld der materiellen Kultur überzeugend belegt.

Doch zum Ausgangspunkt des Werks: In der als »Sandgrube« bekannten nordöstlichen Außenlage der Stadt Basel hatte sich der Basler Seidenbandfabrikant und Oberstzunftmeister Achilles II. Leisler (1723–1784) Mitte des 18. Jahrhun-

derts eine Sommerresidenz errichtet, die in Außenwirkung und Ausgestaltung seinen herausragenden Status als weltweit vernetztem »marchand-fabriqueur-banquier« spiegelte. Dieses Kofferwort verweist auf die spezifischen Konzentrationsphänomene der Basler Textilindustrie, in der sich Produktion, Handel und Finanzbewirtschaftung in den Händen weniger bündelte. Diese Darstellung der Leislerschen Biographie im Kontext der urbanen und wirtschaftlichen Entwicklung Basels ab Mitte des 17. Jahrhunderts bildet den Auftakt der Studie. Die damals größte Stadt der Schweiz am südlichen Oberrhein profitierte nach Ende des Dreißigjährigen Krieges in besonderer Weise von den Zuwanderungen wohlhabender Kaufmannsfamilien. Aus heutiger Sicht erscheint im Fall der Familie Leisler diese Migration verschränkt mit dem boomenden Textilsektor und dessen besonderer Wachstumsdynamik. Als Repräsentant der zweiten Generation war Achilles II. Leisler gar zur treibenden Kraft der prosperierenden Basler Seidenbandindustrie im 18. Jahrhundert aufgestiegen. Ausführlich schildern die Autorinnen am Beispiel seiner Geschäfte jene Modernisierungskonflikte, die die schnelle Expansion dieses Wirtschaftssektors begleiteten. Leislers Erfolg erscheint dabei prototypisch für die Monopolisierungs- und Globalisierungsprozesse einer frühkapitalistischen europäischen (Textil-)Wirtschaft, die globale Netzwerke unterhielt.

Globalität wurde auch in Leislers Konsum sichtbar, und so richtet sich im Fortgang der Studie der Blick auf die Bautätigkeit des Unternehmers als Teil von dessen Außendarstellung. Sein zwischen 1745 und 1752 errichteter Landsitz entstand in urbaner Randlage als »Hôtel entre Cour et Jardin« und war vom vorherrschenden französisch-höfischen Lebensstil inspiriert. Die Formulierung »entre Cour et

Jardin« bezeichnet die funktional hybride Zwischenform solcher Sommerresidenzen (zwischen Protokoll und Ausgelassenheit) sehr genau, und so war dem Leislerschen Sommerdomizil, das er 1781 zu seinem Hauptwohnsitz machte, auch ein prächtiger Park zur Seite gestellt. Die Prachtentfaltung von Haus und Garten entsprach dem Distinktionsverhalten der Basler Wirtschaftselite, deren Bautätigkeit das Erscheinungsbild der gesamten Stadt ins Barocke transformierte.

Im Fall der Sommerresidenz von Achilles Leisler entspricht dem schlossartigen äußeren Erscheinungsbild auch eine luxuriöse Innengestaltung samt exklusivem Hausrat. Dazu zählt jenes als geschlossenes Ensemble erhalten gebliebene Chinazimmer, das zum Nukleus der Monographie wurde. Es repräsentiert im Kleinen die in der Studie oft thematisierte Wechselwirkung von innen und außen. Im Innern verweisen die floral dekorierten Chinatapeten aus Maulbeerbaumpapier auf den exotischen Bewuchs des prächtigen Gartens und erweiterten den Innenraum zugleich in die Natur. Nach außen repräsentiert und kommuniziert die Sommerresidenz mit diesem exquisiten Chinazimmer den Reichtum des Hausherrn. Mit seinen in unmittelbarer Nachbarschaft produzierten Seidenbändern bediente er einen globalen Markt, von dem er wiederum edelste Materialien wie diese Chinatapeten bezog, um sein Distinktionsbedürfnis zu befriedigen. Die materiellen, ökonomischen und sozialen Bezüge von Zimmer und Residenz dienen den Autorinnen als Anlass, über die Mauern der Immobilie hinaus vergleichende Phänomene und Akteur:innen in den Blick zu nehmen.

In gleicher Weise grenzüberschreitend, weil interdisziplinär vergleichend, nehmen sich die Autorinnen auch der Provenienzforschung des Chinazimmers an. Denn die in außergewöhnlicher Voll-

ständigkeit und Originalität erhalten gebliebenen handbemalten und gerahmten Tapetenbahnen sind rare Belege einer exklusiven und ganz Europa erfassenden Chinamode. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts hatte diese zunächst in den europäischen Fürstenhöfen ihren Ausgang genommen und wurde mit der nachfolgenden Rezeption durch die urbanen Wirtschaftseliten im 18. Jahrhundert zu einem gesellschaftlich breiten Phänomen. Traditionelle chinesische Produktionszentren entwickelten sich in dieser Zeit zu *Global Players*, jedoch rief dies bald auch Nachahmer auf den Plan, die, wie die Frankfurter Firma Nothnagel, eigene Wandbespannungen à la chinoise anboten. Jene exquisiten Papiertapeten jedoch, wie sie sich im Leislerschen Palais erhalten haben, kamen aus der Stadt Kanton, dem heutigen Guangzhou. Als Hafenstadt bildete sie zugleich den einzigen Zugang der europäischen Ostindien-Kompanien zum »Reich der Mitte«, das neben Tee, Gewürzen und Porzellan einen bereits globalen Markt auch mit Papiertapeten belieferte. Die kunstvoll handbemalten Papierbahnen wurden von dort auf großen Rollen zu europäischen Transithäfen verschifft und über Auktionen und Zwischenhändler an Kund:innen abgegeben, die diese über spezialisierte Handwerker vor Ort den jeweiligen Raumgegebenheiten erst noch anpassen mussten. Auch wenn diese Netzwerke noch kaum erforscht sind, gelingt den Autorinnen auf der Grundlage von intensivem Archivstudium, vergleichender Forschung, kollegialem Austausch und überzeugender kunsthistorischer Interpretation eine bemerkenswert dichte Beschreibung. Der Ausgangspunkt der Betrachtung, die Sommerresidenz mit ihrem chinesischen Tapetenbestand, wird dabei auf vielfältigste Weise dekonstruiert und stellt zugleich Anfang und Ende der Studie dar. Denn das Palais

ist heute Standort des *Institute for European Global Studies*, dessen Autorinnen in dieser facettenreichen Sondierung damit auch eigene institutionengeschichtliche Wurzeln freilegen.

Programmschriftartig steht dieses Werk für eine historisch-kritische Interpretation verschränkter kultureller Phänomene und referenziert damit die Lebenswelt und das Agieren von Achilles Leisler mit einer heute in seiner Sommerresidenz betriebenen und gelehrten Mikroglobalgeschichte, wie sie überzeugender kaum Umsetzung finden könnte.

Brigitte Heck (Karlsruhe)

Armer Adel in Preußen

Chelion Begass, Armer Adel in Preußen 1770-1830 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte; Bd. 52), Berlin (Duncker & Humblot) 2020, 457 S., 99,90 €

Als literarische Gestalten des 18. und 19. Jahrhunderts sind der edle, verarmte Offizier und das fromme, zurückgezogene lebende Fräulein aus altem Adel durchaus geläufig. Chelion Begass verdeutlicht in ihrer Studie über armen Adel in Preußen, dass es sich dabei um ein ganz reales gesellschaftliches Strukturphänomen handelte. Dieser Umstand habe in der zeitgenössischen politischen Debatte über die künftige politische und gesellschaftliche Rolle des Adels ein zentrales Argument für tiefgreifende Adelsreformen gebildet. Quantifizierende Befunde kann die Autorin aufgrund der Quellenlage nicht vorlegen, dennoch vermag sie ein detailliertes Bild der bedrängten Lage vieler Adliger zu zeichnen, auf der Grundlage massenhaft überlieferter Eingaben an den preußischen König und die Staatsbehörden, in denen sie um mate-

rielle Unterstützung baten. Die Studie verdeutlicht einmal mehr das Potenzial, das die Quellengattung der Supplikationen für die historische Forschung bietet. Leider hat die Autorin die Dissertation von Birgit Rehse zur Supplikations- und Gnadenpraxis während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. (1780-1797) übersehen. Diese Arbeit hätte ihr eine Möglichkeit eröffnet, ihre Befunde zum Adel in einen zeitlich zwar engeren, sozial aber weiteren Kontext einzubetten.

Das Werk von Chelion Begass grenzt sich ab von der dominierenden Sicht der jüngeren Historiographie zum deutschen Adel in den Jahrzehnten um 1800, die unter dem Schlagwort »Obenbleiben« die erfolgreichen Bemühungen von Adelsfamilien zusammenfasst, ihren sozialen und politischen Vorrang trotz des fundamentalen gesellschaftlichen Wandels zu wahren. Dagegen führt die Verfasserin ins Feld, dass sich diese Befunde auf einige Studien über den Adel im Westen und Süden Deutschlands stützen, im Falle Preußens lediglich auf Arbeiten zu wenigen besonders prominenten Familien mit Latifundienbesitz. Die Mehrheit des preußischen Adels östlich der Elbe habe dagegen schon im 17. und 18. Jahrhundert nur über ziemlich ärmlichen Gutsbesitz verfügt, der zudem durch Erbteilung unter zahlreichen Geschwistern oftmals noch an Wert verlor. Die friderizianische Adelsschutzpolitik habe diesem Verarmungsprozess weiter Vorschub geleistet, indem sie Adelsfamilien ermöglichte, ihren Gutsbesitz ohne Rücksicht auf dessen Rentabilität mit Hypotheken zu belasten, was solange gutging, wie die Güterpreishausse des 18. Jahrhunderts anhielt. Als die Getreidepreise 1806 einbrachen und Preußen den Krieg gegen das napoleonische Frankreich verlor, gaben die Preise für Güter auf breiter Front nach. Zahlreiche adlige Gutsbesitzer

konnten ihre Kredite nicht länger bedienen und sahen sich ruiniert.

So vergrößerte sich die Schar adliger Familien, deren Mitglieder nicht etwa auf ihren Gütern lebten, sondern recht bescheiden zur Miete in der Stadt, die auf Stellen im Offizierskorps und in der königlichen Verwaltung existenziell angewiesen waren, die in den Finanzkrisen des preußischen Staats während der napoleonischen Zeit, aber auch danach, auf Wartesold gesetzt, zunehmend verarmten. Da sich viele Berufsfelder in Handel und Gewerbe für Angehörige alter Adelsfamilien wie selbstverständlich verboten, sie oftmals auch über keine universitäre Bildung verfügten, um in Justiz oder Verwaltung Karriere zu machen, mussten sich viele Adlige mit subalternen Positionen im Staatsdienst begnügen.

Noch prekärer stellte sich die Situation für kriegsversehrte Offiziere, Witwen von Staatsdienern und unverheiratete Fräulein dar. Sie bildeten den harten Kern der aristokratischen *pauperes*, deren wichtigste Überlebensstrategie darin bestand, den König um eine möglichst dauerhafte Versorgung zu bitten. Die Stellen im Offizierskorps und in der Verwaltung reichten nämlich niemals aus, die verarmten Herren aus bestem Hause zu versorgen. Noch schwieriger war die Lage unverheirateter adliger Frauen, die sich zum Teil mit Näharbeiten über Wasser hielten. Die wenigen Präbenden in Damenstiften vermochten den Bedarf auch nicht annähernd zu decken.

Die Autorin zeichnet ein gut konturiertes Bild der bedrängten Lage armer Adliger und ihrer Strategien, eine wenngleich kümmerliche, dennoch standesgemäße Existenz zu sichern. Sie kann zeigen, dass diese vergleichsweise große Gruppe als Reservoir für die Armee und den Staatsdienst der preußischen Monarchie verfügbar war und blieb, denn Alternativen hierzu entwickelten die we-

nigsten. Diese Konstellation war für die Krone bequem und lästig zugleich, denn sie erzeugte bedingungslose Loyalität, verursachte aber auch Mühe und Kosten, da die Eingaben um Unterstützung nur dann abgewiesen wurden, wenn die Sittlichkeit oder die politische Einstellung der Bittsteller zu wünschen übrigließen. Ansonsten war man bemüht, die größte Not durch einmalige oder regelmäßige Leistungen ein wenig zu lindern.

»Armer Adel in Preußen« ist ein innovativer Beitrag zur Geschichte des sattelzeitlichen Preußen. Störend sind allerdings die zahlreichen Wiederholungen und die Superlative, mit denen der eigene Forschungsertrag herausgestrichen wird. Hier wäre weniger mehr gewesen.

Stefan Brakensiek (Essen)

A Canton Merchant Between East and West

Shuo Wang, *Negotiating Friendships. A Canton Merchant Between East and West in the Early 19th Century* (Critical Readings in Global Intellectual History, Bd. 3), Berlin (De Gruyter) 2020, 303 + 15 S., 24 Abb., 90,95 €

Wie gelang es dem chinesischen Kaufmann Wu Bingjian aus Fujian (1769-1843), im Westen besser bekannt unter dem Namen Houqua, im frühen neunzehnten Jahrhundert ein global operierendes Handelsimperium zu gründen (Ewo Hong) und damit zu einem der weltweit erfolgreichsten und wohlhabendsten Geschäftsmänner seiner Zeit aufzusteigen? Eigentlich sollte eine solche Karriere höchst unwahrscheinlich sein, denn vor den sogenannten Opiumkriegen (1839-1842 und 1856-1860) galt das chinesische Kaiserreich in Europa als abgeschlossene Sonderwelt mit einer tendenziell fremdenfeindlichen Regierung

und wenig Interesse am Außenhandel. Die Große Mauer, die die »Barbaren« der asiatischen Steppen vom Reich der Mitte fernhalten sollten, galt hierfür als anschauliches Beispiel. Erst durch seine gewaltsame »Öffnung« durch die Kanonenboote des Britischen Empires, so eine seit Karl Marx oft vorgebrachte historische Erklärung, habe China ins kapitalistische Weltssystem gefunden.

Inzwischen gilt diese Interpretation der chinesischen Geschichte als überholt. Heute wird zum Beispiel den religiösen und wissenschaftlichen Austauschprozessen zwischen Chinesen und Jesuiten größere Aufmerksamkeit gewidmet, die im 17. und 18. Jahrhundert mit der europäischen Expansion in Asien begannen und das statische Bild von der selbstgenügsamen Abkapselung des Reiches relativieren. Auch die wirtschaftlichen Beziehungen Chinas zum Rest der Welt und vor allem zum Westen waren wohl weniger begrenzt, als es im europäischen Geschichtsbild lange zum Ausdruck gekommen ist.

Die Historikerin Shuo Wang sieht die Zeit nach 1840 darum eher als eine neue Etappe auf dem Weg Chinas in die Weltwirtschaft denn als Bruch mit einer bis dahin vermeintlich festgefügtten Isolationspolitik. In ihrer Freiburger Dissertation werden Houqua und sein ausgedehntes Handelsnetzwerk zum Spiegel globaler Verflechtungsprozesse, und sie beschreibt an seinem Beispiel, wie China (beziehungsweise die wirtschaftlich besonders rege Region um das Perflußdelta) bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einer wichtigen Bühne des Welthandels wurde.

Wang stellt zunächst das historische Milieu vor: Das Gravitationszentrum von Houquas transnationalen Handelsaktivitäten war die Provinz Guangzhou (Kanton) an der Südküste des chinesischen Reiches, weit entfernt von Bei-

jing, der politischen Zentrale im Norden. Houqua gehörte zu jener Gilde chinesischer Kaufleute (*Cohong*), die im sogenannten Kanton-System operierten, das 1760 von Kaiser Qianlong etabliert wurde und den chinesischen Handel mit europäischen Staaten ordnete. Die Hong-Kaufleute waren die Ansprechpartner der europäischen Ostindienkompanien und US-amerikanischen Unternehmen, die mit China Handel treiben wollten. Sie fungierten gleichsam als ausführende Organe kaiserlicher Bestimmungen und waren von der chinesischen Regierung mit weitgehenden Rechten ausgestattet, die ihnen gleichsam ein Handelsmonopol für das chinesische Import-Export-Geschäft sicherten. Sie waren sowohl kulturelle Makler, die den Kontakt zwischen den Parteien am Laufen hielten, vor allem aber auch private Unternehmer, die am stetig wachsenden Chinahandel glänzend verdienten. Houqua war der bekannteste und reichste von ihnen. Nach dem Vertrag von Nanjing (1842) mit Großbritannien, der den im Krieg besiegten Chinesen die künftigen Handelsbedingungen diktierte, wurde das Kanton-System obsolet und durch das freihändlerisch genannte »Treaty-Port-System« ersetzt, das allerdings sehr zum Vorteil der Briten gestaltet war. Als Houqua 1843 starb, war auch die große Zeit der Hong-Kaufleute vorbei. Sein Firmennetzwerk jedoch überlebte noch weitere fünfzig Jahre.

Shuo Wangs Geschichte der bemerkenswerten Karriere des chinesischen Gildekaufmanns beruht weitgehend auf eigenem Quellenstudium und kann darüber hinaus aber auf einen soliden Kenntnisstand bauen. Das Kanton-System ist inzwischen gut erforscht, zuletzt etwa in einer ausführlichen Studie von John D. Wong über Leben und Wirken von Houqua und seine Rolle im globalen Chinahandel. Was Wangs Buch jedoch

von früheren, primär wirtschaftshistorisch orientierten Arbeiten unterscheidet, ist eine dezidiert sozialgeschichtliche Perspektive, die das kunstvoll geknüpfte Handelsnetzwerk von Houqua vor allem als ein gesellschaftliches, gewissermaßen zwischenmenschliches Geflecht begreift.

So erklärt sich auch die Bedeutung, die Wang in ihrer Arbeit dem Konzept der Freundschaft (chin. *Guanxi*) einräumt. Das Wort hat im heutigen China nicht unbedingt den besten Klang, weil es im wirtschaftlichen Kontext häufig im Zusammenhang mit Korruption fällt. Im kleinteiligen Geschäftsalltag des frühen 19. Jahrhunderts, so Wang, waren persönliche Beziehungen für den Aufbau und die Stabilität von Handelskontakten und Lieferketten jedoch unverzichtbar. Ohne moderne technische Hilfsmittel wie Telegraphie, Telefon oder Internet sei wirtschaftlicher Erfolg an persönliche Kontakte gebunden gewesen. Man habe aber mit einer Ostindienkompanie nicht befreundet sein können, sondern nur mit anderen Menschen. Abstrakte Institutionen hätten auch kein Vertrauen gestiftet, ein weiterer wichtiger Begriff bei Wang. Ohne ein verbindliches Regelwerk für den internationalen Warenverkehr hätten dies nur konkrete Personen stiften können, die ihre Integrität bereits unter Beweis gestellt hatten. Gerade ein transkontinental operierendes Unternehmen wie das von Houqua sei unter diesen Bedingungen auf Vertrauen, Loyalität und persönliche Freundschaften angewiesen gewesen, weil der Überseehandel mit besonders vielen Unsicherheiten behaftet war. So sei *Guanxi* für Houqua auch ein Mittel des wirtschaftlichen Risikomanagements gewesen.

Houqua selbst reiste kaum, war fest in seiner Kultur verwurzelt und verfügte allenfalls über rudimentäre Englischkenntnisse. Dennoch sei es ihm gelun-

gen, belastbare Strukturen interkultureller Kommunikation zu etablieren, deren reibungsloses Funktionieren eine Schar von Sekretären, Übersetzern und Dolmetschern sicherstellte, die seine Geschäftskorrespondenz in Englisch und Chinesisch führten. Im besonders aufschlussreichen vierten Kapitel rekonstruiert Wang das ganze Spektrum an Möglichkeiten, über die Houqua verfügte, um sein Netzwerk zu pflegen. Demzufolge wurden geschäftliche Freundschaften noch weitgehend auf »chinesische Art« geschlossen, das heißt durch den Austausch von Geschenken, gezielte Patronage, die Gewährung von Privilegien für besonders treue Geschäftspartner, die Ausrichtung opulenter Abendessen und anderer Festivitäten für ausländische Residenten und so weiter. Besonders spektakulär waren die zahlreichen Ölportraits, die Houqua vor allem vom englischen Kunstmaler George Chinnery von sich anfertigen ließ, um sie an seine Freunde aus dem Westen als Andenken zu verschenken. Houqua war zudem sehr großzügig im Umgang mit staatlich verordneten Handelsbeschränkungen. Einen Teil seines Vermögens verdiente er im besonders inkriminierten Opiumhandel.

Wang kommt in ihrem Buch immer wieder auf kulturelle Unterschiede zwischen China und den Ländern des Westens zu sprechen, die dem wechselseitigen Verständnis im 19. Jahrhundert oftmals hohe Hürden errichteten: Freundschaft und Vertrauen bedeuteten in China und Europa nicht unbedingt dasselbe, daher mussten die Parteien erst ein Repertoire geteilter sozialer Codes, Regeln und Praktiken definieren, um eine Grundlage für gemeinsames Handeln zu schaffen. Kulturelle Differenzen waren andererseits aber auch nicht unüberwindbar, jedenfalls nicht für Houqua, dessen Geschäfte gerade in den vielen Grauzonen und Zwischenräumen des

Kantonhandels florierten. Repräsentativ für die Mehrheit der chinesischen Bevölkerung war er jedoch nicht. Er gehörte zu den sehr wenigen, die die Welt jenseits der chinesischen Hemisphäre bereits kennengelernt hatten. Ganz unbegründet, so meint Wang in ihrem Schlusswort, ist die Rede von der chinesischen Isolation daher auch wieder nicht.

Wang macht sich in ihrer Untersuchung verschiedene Versatzstücke der Geschichts- und Kulturtheorie zu eigen. Sie teilt einerseits den sozialgeschichtlichen Ansatz mit Fokus auf sozialen Nahbeziehungen des Freiburger Graduiertenkollegs »Freunde, Gönner, Getreue«, in dem ihre Dissertation entstanden ist. Hier ist die Arbeit methodisch besonders überzeugend, denn Wang zeichnet die Verästelungen von Houquas Netzwerk aus chinesischen und westlichen Geschäftspartnern akribisch nach und zeigt, wie dabei westliche und östliche Konzeptionen von Freundschaft und Vertrauen miteinander interagierten. Diese doppelte Perspektive ist für die aktuelle Forschung zur Globalgeschichte und zur Geschichte interkultureller Beziehungen besonders wichtig. Andererseits verweist sie auf die Erkenntnisse der Systemtheorie Luhmann'scher Prägung, auf Ansätze der *global intellectual history* und der Wirtschaftsanthropologie. Das wirkt zuweilen etwas beliebig, weil diese Referenzen über den gesamten Text verstreut sind und für den methodischen Aufbau der Arbeit strenggenommen wenig Folgen haben. Zudem hätten einige sprachliche Mängel des Textes durch eine sorgfältige Abschlussredaktion beseitigt werden können. Insgesamt handelt es sich bei *Negotiating Friendships* aber um den gelungenen Beitrag, eine zentrale Figur der chinesischen Wirtschaftsgeschichte mithilfe neuerer Ansätze der Ideen- und Sozialgeschichte zu beleuchten.

Sven Trakulhun (Hamburg/Potsdam)

Der Arbeit nachgehen?

Sigrid Wadauer, Der Arbeit nachgehen? Auseinandersetzungen um Lebensunterhalt und Mobilität (Österreich 1880-1938). (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte; Bd. 99), Wien/Köln/Weimar (Böhlau Verlag) 2021, 426 S., 60 €

Sigrid Wadauer geht in ihrem Buch strittigen Praktiken des Erlangens eines Lebensunterhaltes nach. Sie untersucht, in welchem Verhältnis diese zu den sich seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts durchsetzenden Vorstellungen von »richtiger« Arbeit und vom Umgang mit Arbeitslosigkeit standen. Hierfür nimmt sie zwei typische und zugleich politisch heftig debattierte Strategien in den Blick, mit dem periodisch auftretenden Mangel an Lohnarbeit während der späten Habsburgermonarchie bis zum Austrofaschismus umzugehen: einerseits Phasen der Erwerbslosigkeit durch erhöhte räumliche Mobilität zu überbrücken und zugleich die Chancen bei der Arbeitssuche zu verbessern, andererseits der Erwerbslosigkeit durch die Ausübung eines mobilen, sei es noch so wenig einträglichen Gewerbes zu entkommen. Wadauer gliedert ihre Forschung dementsprechend in zwei empirische Hauptteile, die sich auch durch die verwendeten Quellen abgrenzen lassen. Mit der spezifischen Multiplen Korrespondenzanalyse (MKA) als zentraler Auswertungsmethode adaptiert sie ein statistisches Verfahren aus der empirischen Sozialforschung für die historische Analyse, mit dem quantitative Datensätze aus seriellen Quellen einer qualitativ-explorativen Analyse unterzogen werden können. Dazu werden statistisch hinreichend viele Fälle – Wadauer wertet hier Akten als jeweils einen Fall – umfassend in einer Datenmatrix erfasst und anhand dieses Datenmaterials Variablen gebil-

det. Anschließend werden die statistisch aussagekräftigsten Variablen und ihre Korrelationen zu Dimensionen zusammengefasst und in einer räumlichen Grafik visualisiert. Die beiden wichtigsten Dimensionen und die daraus gebildete Grafik bilden einen Möglichkeitsraum ab und sind die Grundlage der Dateninterpretation mittels MKA.

Im ersten Teil geht Wadauer mobilen Praktiken nach, die im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert je nach Perspektive sowohl als Wanderschaft beziehungsweise Arbeitssuche von Arbeitern und Handwerkern wie auch als Landstreicherei verstanden werden konnten. In wenigen Fällen rücken auch Praktiken prekärer Mobilität von Frauen in den Blick. Die Autorin beabsichtigt, am behördlichen Umgang mit diesen Praktiken aufzuzeigen, wo und wie die Trennlinien zwischen Arbeit und Nichtarbeit sowie deren Ill-/Legitimität gezogen wurden. Dafür beginnt sie mit einer sehr instruktiven einführenden Überblicksdarstellung zu den wesentlichen Kennzeichen und Entwicklungen solcher mobilen Praktiken im österreichischen Kontext von den 1880er Jahren bis 1938. Diese legt sie beispielsweise anhand der rechtlichen Rahmenbedingungen, der Auswertung statistischer Kennzahlen oder der Kontrastierung von Selbst- und Fremdbildern dar. Darauf folgt die korrespondenzanalytische Auswertung eines Datensamples, das anhand von Strafprozessakten aus mehreren österreichischen Bundesländern generiert wurde, in denen Verfahren wegen Landstreicherei aus der Zeit zwischen 1918 und 1938 dokumentiert sind. In ihnen stand (oft in Kombination mit vermutetem Betteln) die Redlichkeit der angeklagten Person und ihres auf Sicherung des Lebensunterhalts gerichteten Handelns im Zentrum der Argumentation. Wadauer erarbeitet anhand des Prinzips

der Kontrastierung die Faktoren, die für die Anerkennung der Redlichkeit von (vorübergehender) Nichtarbeit und damit verbundener prekärer Mobilität förderlich beziehungsweise hinderlich waren. Daraus konstruiert sie den »Raum der Lebensunterhalte«.

Im zweiten Teil geht es um Praktiken des »Erwerbs im Umherziehen«, die im weitesten Sinne Wanderhandel und Wanderhandwerk umfassen. Auch hier fasst Wadauer den Forschungsstand zur späten Habsburgermonarchie und Ersten Republik in einem einführenden Überblick kritisch zusammen. Das anschließend besprochene Datensample basiert auf Ansuchen um Gewerbebewilligungen zur Anmeldung eines selbständigen mobilen Gewerbes aus dem Zeitraum 1919 bis 1938. Standen im ersten Teil Quellen im Zentrum, die auf Initiative staatlicher Behörden entstanden, so kehrt sich die Perspektive im zweiten Teil um, da hier die staatlichen Behörden auf die Anträge von Privatpersonen reagieren mussten. Erneut arbeitet Wadauer die Bandbreite von Faktoren und Konstellationen heraus, die auf den Ausgang des Verfahrens Einfluss nehmen konnten. Diese beziehen sich im Wesentlichen darauf, in welcher Weise die Gewerbebehörden durch die Antragsteller*innen zur Legitimierung eines Lebensunterhaltes in Anspruch genommen wurden, sowie auf die (Nicht-)Anerkennung der Rücksichtswürdigkeit dieser Personen seitens der Verwaltung. Hieraus ergibt sich der »Raum der selbständigen Erwerbe«.

Allerdings begrenzt die Quellenauswahl beider Kapitel die Erkenntnismöglichkeiten, da in der Hauptsache bürokratische Verfahren untersucht werden, in denen es um die Ill-/Legitimität der Verschränkung von Mobilität und Lebensunterhalt und deren legale Fixierung ging. Überzeugend analysiert Wadauer die Akten als Quellen für die Konstruk-

tion legitimer Praktiken der Sicherung des Lebensunterhaltes sowie legitimer Arbeits- beziehungsweise Mittellosigkeit durch bürokratische Abläufe innerhalb staatlicher Institutionen. Sie kann dabei Muster des Agierens innerhalb dieser Verfahren aufzeigen. Dabei werden in der Tat nicht nur verschiedene Sichtweisen von institutionellen Akteur*innen deutlich, sondern teilweise auch weitere, davon abweichende Vorstellungen legitimen Erwerbs (mit und ohne Mobilität). Der soziale Raum außerhalb von Gerichtsverfahren und Verwaltungsprozessen kann jedoch anhand der Akten kaum untersucht werden, wie Wadauer selbst betont. Hierfür müssten andere Quellen herangezogen werden, was die Autorin der Studie wiederholt tut, um ihre aus den Akten gewonnenen Ergebnisse damit zu kontrastieren. So greift sie insbesondere auf autobiographische Erlebnisberichte von Handwerksgehlen zurück, um der Verwaltungsperspektive die Erfahrungen und Sichtweisen mobiler Personen entgegenzusetzen.

Als strukturentdeckendes Verfahren eignet sich die MKA, um Informationen aus umfangreichen und dabei relativ gleichförmigen Quellenbeständen – wie den hier verwendeten Akten – zunächst einmal systematisch zu sortieren, um dann ähnliche Konstellationen (als statistische Ereignisse) zu gruppieren und auf dieser Basis eine Typologie des Möglichen wie des Beobachteten zu entwerfen. Allerdings handelt es sich bei den mit der Methode der MKA erstellten Grafiken um hoch interpretationsbedürftige Anordnungen statistischer Korrelationen. Eine Kontextualisierung solcher Datencluster mit Informationen, die nicht direkt aus dem Datenmaterial gewonnen werden können, ist unabdingbar. Wadauer greift hierfür gekonnt auf ihre langjährige Forschungstätigkeit zum Thema Mobilität und Lebensunter-

halt zurück und entwirft mit dem »Raum der Lebensunterhalte« und dem »Raum der selbständigen Erwerbe« zwei dicht beschriebene Arenen der Aushandlung, zwischen denen auch partielle Überschneidungspunkte bestehen.

Die Aspekte »Triftigkeit der Gründe des Umherziehens« sowie »Legitimität von Praktiken des Erwerbs ausreichen der Mittel zum Unterhalt« stellen kaum überraschend die wichtigsten Dimensionen für die Organisation des »Raums der Lebensunterhalte« dar, da dies die beiden maßgeblichen rechtlich vorgegebenen Anhaltspunkte einer möglichen Verurteilung sind. Dass aber nicht alle Personen unterschiedslos diesen Kriterien unterworfen wurden und welche argumentativen Muster sich in den Verfahren verstetigten, kann Wadauer anhand der statistischen Auswertung gut deutlich machen. So konnten etwa jugendliche Personen öfter triftige Gründe des Umherziehens geltend machen, da einerseits ein grundsätzlicher Versorgungsanspruch für diese Personengruppe und andererseits ein de facto bestehender, nicht von den Jugendlichen selbst verantworteter Mangel an Versorgung anerkannt wurde. Allerdings verkennet Wadauer den diesem Recht auf Fürsorge nicht selten inhärenten Zwangscharakter, wie ihn die Forschung zur Jugendfürsorge vielfach aufgezeigt hat. Ihre positive Kontrastierung der jugendfürsorgerischen Maßnahmen zu der für Erwachsene drohenden Freiheitsstrafe überzeugt insofern nicht gänzlich. Mithilfe einzelner Fallbeispiele stellt Wadauer die Aushandlungsprozesse immer wieder auch detailliert in ihrem Ablauf dar und zeigt die verschiedenen dabei eingenommenen Akteurspositionen und Argumentationsstrategien auf – soweit sie in den Akten dokumentiert sind. Zugleich wird damit deutlich, welche Akteursgruppen innerhalb der Verfahren keine oder nur wenig

einflussreiche Sprecher*innenpositionen einnehmen konnten. So gelang es beispielsweise Personen mit einem nachweisbaren Wohnsitz innerhalb des Gerichtsbezirks, sich mit ihren Argumenten wesentlich mehr in die Gerichtsverfahren wegen Landstreicherei einzubringen als Auswärtige oder Personen ohne nachweisbaren Wohnsitz. Dies führt Wadauer anhand der Daten auf die (fehlende) soziale Vernetzung vor Ort zurück. An dieser und anderer Stelle bestätigen sich die Erkenntnisse früherer Forschungsarbeiten über marginalisierte beziehungsweise kriminalisierte Formen von Mobilität und Lebensunterhalt. Ein allzu simples Inklusion-Exklusion-Schema vermeidet die Autorin jedoch. Stattdessen nimmt sie erfolgreich die Vielfalt möglicher (Akteurs-) Konstellationen und Umgangsweisen sowie verschiedene soziale Beziehungsgeflechte mobiler Personen in prekären Erwerbssituationen in den Blick. Allerdings tendiert die angewandte Methode dazu, die Kontraste zwischen den vorkommenden Konstellationen hervorzuheben, während die sich im statistischen Mittelfeld annähernden Fallverläufe in der Darstellung manchmal etwas in den Hintergrund zu geraten drohen.

Den in statistischen Verfahren wenig bewanderten Leser*innen erschließt sich die Methode der spezifischen multiplen Korrespondenzanalyse zudem nicht ohne Weiteres. Für alle, die den nicht ganz unerheblichen Aufwand scheuen, sich durch weiterführende Lektüre der angegebenen Grundlagentexte in die MKA einzuarbeiten, wäre daher meines Erachtens hilfreich gewesen, einleitend die Funktionsweise des Verfahrens an einigen Beispielen aus den Datensätzen konkreter zu erläutern und so die Plausibilität der Ergebnisse besser nachvollziehbar zu machen.

Insgesamt stellt das Buch einen leistungswerten Beitrag zur Geschichte der

Vielfalt von Arbeit dar, der deutlich macht, dass marginalisierte Praktiken wie die von Wadauer untersuchten mobilen »Lebensunterhalte« weder selten noch anachronistisch noch ausschließlich krisenbedingt waren. Vielmehr sind sie als integraler Bestandteil einer sich neu formierenden Arbeitswelt und, »so beherrscht sie auch waren, [...] als kreative (aber nicht beliebige) Aneignungen von Situationen und Begebenheiten begreifbar«. Es wird deutlich, dass sich mit dem Ausbau der Sozialverwaltung und der zunehmenden Regulierung von Arbeit, Arbeitssuche und Arbeitslosigkeit seit dem späten 19. Jahrhundert der Möglichkeitsraum prekärer Mobilität und irregulären Erwerbs im Hinblick auf ihre Legalität wie auch Legitimität immer weiter verkleinerte. Dennoch waren Mobilitätspraktiken, mit denen Menschen sich ein oftmals prekäres Auskommen zu sichern versuchten, im gesamten Untersuchungszeitraum noch verbreitet und verdienen daher genauso der näheren Betrachtung wie die Entwicklung von mehr formalisierten Praktiken der Lohnarbeit oder Arbeitsmigration.

Nora Bischoff (Berlin)

Urban Culture in the Late Ottoman Empire

Malte Fuhrmann, *Port Cities of the Eastern Mediterranean. Urban Culture in the Late Ottoman Empire*, Cambridge (Cambridge University Press) 2020, 477 S., 10 Abb., 93,66 €

An examination of the cultural history of Thessaloniki, Istanbul, and Izmir over the long nineteenth century, Fuhrmann's latest book complements a growing number of comparative urban studies of eastern Mediterranean cities. Rather than treating these cities separately, as

multi-authored collections tend to, this book takes a thematic approach focused on urban space, entertainment, and identities in which evidence from different cities is interspersed. The book's core theme is the westernisation thesis, a long-established, major question of Ottoman history. The focus here, though, is the introduction and reception of Western cultural markers, constituting what Fuhrmann calls the »European Dream«, rather than the political, military, and economic institutions that have so far been the mainstay of such literature.

In his introduction (Part I), Fuhrmann stresses that hybridity and adaptation defined local residents' reaction to European cultural forms in the cities under study, and that variety and complexity resulting from personal preferences marked their responses rather than wholesale adoption or rejection. The point, while obvious, is particularly relevant to Turkish historiography, given how the binaries of European and Ottoman, »civilised« and »Eastern«, have marked political commentaries of both outside observers and Turkish nationalist thinkers. Following their lead, numerous studies of aspects of Turkish cultural history, including music, theatre, and architecture, have conformed to a meta-narrative tracing and mostly trumpeting the spread of western influences and their adoption by indigenous artists, musicians, and architects. Like other recent historians, Fuhrmann suggests a more dynamic and interactive model of change, emphasising the agency and inputs of local residents in the process.

In his discussion of spatial changes that composes part II of the book, Fuhrmann explores how plans aspiring to bring Salonica, Constantinople and Smyrna in line with an idealised European standard of urban planning were driven not only by the pressure of foreign

capital, consuls, and visitors, who became increasingly scathing in their judgements of the organisation of these cities over the nineteenth century, but by the demands of Ottoman elites and local residents. Despite the degree of consensus, Fuhrmann shows how the reception and use of the resulting large-scale projects of waterfront quays and promenades frequently deviated from what was intended. Newspaper commentators criticised lower-class residents' misuse of these spaces whose establishment only further marked out undeveloped areas of these cities as targets for derision and despair. These examples of (mal)adaptation and repurposing of space and the discussions and debates that accompanied them contribute to existing literature on local responses to novel urban and architectural forms in the Ottoman Empire and Egypt.

The book's more extensive discussion of new forms of entertainment in Part III similarly challenges the notion that European art forms arrived at the behest of foreigners and remained distant from and unengaged in by the local population. In chapters focused on balls, opera, theatre, and bar-life, Fuhrmann emphasises the breadth of local demand for and participation in entertainments that the Ottomans themselves and many later historians assumed were the preserve of foreigners and a narrow, westernised elite. Thanks to the value and patronage attributed to such arts in the Republican period, the history of opera and theatre in Ottoman lands is already well researched, as the range of secondary literature and published compilations of primary sources cited from indicates. Fuhrmann's investigations of the *café-chantants* and other popular musical entertainments such as bohemian orchestras are the more novel contributions. Given Fuhrmann's pioneering previous work on the subject, the section's final two chapters on beer are unsur-

prisingly extensive, revealing again how the consumption of beer and the locales in which it was served were appreciated more widely than might be expected given religious prescriptions against alcohol consumption. In matters of theatre, music, and alcohol, Fuhrmann convincingly argues that tastes were shaped by the associations of these items with modernity and European civilisation.

Connected to questions of consumption but necessarily more difficult to quantify or qualify are the issues of identity that are discussed in part IV. Fuhrmann opens the section with a familiar critique of the teleological assumptions that identities in the Ottoman Empire matched the national units into which it dissolved in the twentieth century. Instead, Fuhrmann posits that urban identities were marked by ambivalence, and that this was not a peculiarity of the Ottoman Mediterranean but rather a ubiquitous feature of modernity. Discussing foreign schools, Fuhrmann repeats his refrain that, despite their imperialist trappings, such institutions were welcomed by significant numbers of locals, though it should be emphasised that the attractiveness of the language skills and cultural capital they provided was a measure of European economic and political dominance. Francophone newspapers are demonstrated to have shared editors, journalists and readers with the local language press, and to have exhibited a greater degree of editorial independence from French and European interests than might be expected. The section is wide-ranging, with a subsequent chapter examining gender identities, relationships, female stage performers, and the purchase of sex, which Fuhrmann categorises as among the anxieties produced by modernity. Adopting the habits, traits, dress, and bodily practices that demarcated the bourgeois European lifestyle is shown to have been a similarly fraught

endeavour, leaving subjects whose transformations were deemed either excessive or incomplete open to ridicule from both locals and foreigners. A delicate discussion of Levantine identity attempts to plot a line between dismissal of the term as a useless anachronism and assertions that »Levantines« constituted a coherent community defined by a common mentality. Fuhrmann then revisits his research on working-class European migrants to the Ottoman Empire, emphasising the fissures within European communities and the development of intercommunal class solidarities in contrast to portrayals of foreigners in the Ottoman Empire as the mere foot-troops of imperial avarice. As the author acknowledges, attempting to excavate the attachments and allegiances of figures more often written about than authors of their own testimony is a difficult task, but Fuhrmann is able to reconstruct detailed life-stories of several such migrants through their memoirs and correspondence.

The final section of the book, part V, is devoted to the reactions against the transformations of the Ottoman port cities described in previous chapters and is perhaps tellingly its shortest. Insecurity and attacks on urbanites in the countryside and acts of anti-European violence in Salonica and Alexandria are dealt with briefly, before the author returns to his comfort zone with a more extensive examination of European women involved in sex work and the reactions of Ottoman and consular authorities. Fuhrmann argues that European sex workers symbolised one of a number of disappointments and frustrations with the model of European economic development and liberation on offer in the eastern Mediterranean port city, against which a number of »Raskolnikovs« reacted by attempting its overthrow. The series of twentieth-century wars that followed radically altered

the physical and social structure of these cities, cemented by longer-term efforts toward demographic engineering and cultural homogenisation.

The book ends with a plea to remember the ambiguous urban identities and cultural hybridity and multiplicity that defined these belle-epoque port cities, countering recent politicians' and political scientists' assertions that these cities express monolithic cultural identities. Fuhrmann's deployment of extensive archival evidence and personal testimonies capturing a broad variety of reactions in the face of new cultural trends provides a convincing rebuttal to such claims. While increasingly prevalent in academic literature, Fuhrmann and likeminded historians' arguments for ambiguity are unlikely to outcompete these more simplistic yet compelling public narratives of the outright rejection or embrace of western modernity.

Daniel-Joseph MacArthur-Seal (Ankara)

Smell and Social Life

Katharina Herold/Frank Krause (Hg.), Smell and Social Life. Aspects of English, French and German Literature (1880-1939) (Publications of the Institute of Germanic Studies; Bd. 103), München (Iudicum) 2021, 278 S., 42 €

Gerüche haben bekanntermaßen großen Einfluss auf Stimmungen und Gefühle, und damit auch auf Dynamiken von Anziehung und Ablehnung. Das beschränkt sich nicht nur auf die Wirkung von Fliegenderduft vor dem Fenster, Pheromonfallen im Küchenschrank oder Deodorant an heißen Sommertagen. Über die Nase werden unter anderem auch Vorstellungen von Zugehörigkeit und Fremdheit, von Kultiviertheit und Rückständigkeit

oder aber von Männlichkeit und Weiblichkeit entschieden.

Hatte man in den Sozial- und Geisteswissenschaften lange Zeit noch Berührungssängste mit einem solch diffusen, ephemeren Untersuchungsgegenstand wie Gerüchen, sind olfaktorische Studien mittlerweile weitgehend etabliert (siehe Classen, Howes, Synnott 1992) und werden zunehmend auch interdisziplinär gedacht (so etwa im Rahmen des transdisziplinären Netzwerks »Odeuropa«: <https://odeuropa.eu/>). Bei der zentralen Frage, wie sich gesellschaftliche, kulturelle und politische Veränderungen auch zu sinnlich wahrnehmbaren Erfahrungen verdichtet haben (Jan-Friedrich Missfelder, *Ganzkörpergeschichte*, 2014), wird immer wieder gerne auch auf die »schöne Literatur« zurückgegriffen. Diese ist naturgemäß besonders reich an sensorischen, darunter auch olfaktorischen Verweisen, Topoi und Symboliken, welche auf zentrale ästhetische wie gesellschaftliche Anliegen, Herausforderungen oder Zäsuren verweisen. Als Pionier der sozialgeschichtlichen Geruchsforschung gilt Alain Corbin mit seinem 1982 erschienenen »Pesthauch und Blütenduft«. Darin kommen verschiedenste Nasen-Zeug:innen aus unterschiedlichen Quellengattungen zu Wort, die aufzeigen, wie sich veränderte Wahrnehmungen und Sensibilitätskrisen über ausgewählte Geruchsnoten aufspüren lassen.

Dies hat sich auch der von Katharina Herold und Frank Krause herausgegebene Sammelband »Smell and Social Life« vorgenommen, der sich olfaktorischen Aspekten in der englischen, französischen und deutschsprachigen Literatur widmet und der Frage, wie dadurch zentrale Phasen und Anliegen der europäischen literarischen Moderne vom *Fin de Siècle* bis zum Futurismus reflektiert werden. Damit möchten die Herausgeber:innen die bisher auf das 18. und 19. Jahrhun-

dert fokussierte Geruchsforschung um die zentrale literarische Epoche der Jahrhundertwende erweitern, zumal damit der für ihre sensorischen Eskapaden bekannten *Décadence* endlich auch einmal olfaktorisch Tribut gezollt wird.

Gerüche, sei es Duft oder Gestank, kommen – wie an den untersuchten literarischen Werken gezeigt – oft dann ins Spiel, wenn etwas Ungewöhnliches, Unerhörtes oder Irritierendes im Gange ist, was sie zum subtilen Gradmesser für Befinden und Befindlichkeiten macht. An der *Fin de Siècle*-Literatur, die von Hans J. Rindisbacher einst als »olfaktorische Revolution« deklariert wurde, zeigt sich die subjektive, emotive wie performative Qualität von Gerüchen in kondensierter Form. Hier sind Gerüche maßgeblicher Bestandteil der literarischen Diagnose zwischenmenschlicher wie gesamtgesellschaftlicher Beziehungen. Besonders Sophie-Valentine Borloz' Beitrag zu den subversiven Blumendüften in der französischen Literatur der Jahrhundertwende zeigt überzeugend, wie die Destabilisierung etablierter kultureller Kategorisierungen gerade an Gerüchen aufzeigbar wird. Ihre Analyse floraler Düfte und ihrer Ambivalenzen an der Schwelle zwischen Wohlgeruch und Gestank, Süße und Fäulnis, Belebung und Morbidität sowie Künstlichkeit und Natürlichkeit lässt die sprichwörtlichen »fleurs du mal« endlich ihr volles Geruchspotenzial entfalten. Die Konstruktion diverser »femmes-fleur-fatales« wird fundiert eingebettet in einen breiten literatur- und kulturgeschichtlichen Kontext von Baudelaires »Bösen Blumen« bis zu Kim Kardashians *Fleur-Fatale*-Parfüm. Geruchsnoten als Spuren der Erschütterung ästhetischer Normen und sozialer und geschlechtlicher Codierungen zu lesen, ist hier überzeugend gelungen – gekonnt ergänzt von Sergej Rieckenbachers inspirierender olfaktorischer Annäherung an das Phänomen

Mundgeruch als irritierendem Symbol zivilisatorischen Verfalls bei Robert Musil und Robert Walser. Die beiden Beiträge zeigen auf, wie spannend Bezugnahmen auf Gerüche – vom Blumenduft bis zum Körpergeruch – als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Krisen gelesen werden können, und damit veränderte Toleranzschwellen und subversive Gegenkodierungen aufgespürt werden können.

Das gilt leider nur für den kleineren Teil der Beiträge. Der Großteil beschränkt sich auf das Orten von Geruchsmomenten und die Aufzählung von Geruchsverweisen in der jeweiligen Literatur – dabei läge der Erkenntniswert nicht darin, etwa James Joyce *Ulysses* als »monument to the nose« zu feiern, wie es Jon Day tut, sondern zu erörtern, was über diese Duftspuren lesbar wird, also jene Nuancen, Ausblicke oder Fragen aufzugreifen, die sich über andere Perspektivierungen nicht auftun. So ist es auch wenig befriedigend, den Werdegang von Goncourts *Chérie* von der Landpomeranze zur Pariserin anhand ihrer Parfümierungspraktiken nachzuerzählen (Maria Weilandt). Vielmehr müssten *Chéries* kolportierte Dufteskapaden im Kontext des (misogynen) Topos von der weiblichen Geruchsempfänglichkeit und damit ihrer naturnahen, animalischen Physis gelesen werden, womit sie sich in den entsprechenden Zeitgeist reihen, der die Nase als Einfallstor in Psyche und Sexualität verstand – an welcher sich im Weiteren Sigmund Freud mit Kollegen Wilhelm Fließ entsprechend abgearbeitet haben.

Obgleich sich der Sammelband interdisziplinär deklariert, vermisst man manchmal den Blick über den literaturwissenschaftlichen Tellerrand. Es wäre lohnend gewesen, nicht nur auf Rindisbacher und Co Bezug zu nehmen, sondern einen Blick auf kulturanthropologische, geschichtswissenschaftliche und soziologische Untersuchungen aus dem

weiten Feld der Sensory Studies (etwa Kelvin Y. Low 2005, Jim Drobnick 2006, Jonathan Reinartz 2014, Mark S. Jenner 2011, Connie Y. Chiang 2008, Huang Xuelei 2022) zu werfen und sich zwecks soziokultureller Kontextualisierung der literarischen Geruchsmomente von der einen oder anderen Fragestellung aus jenen Bereichen inspirieren zu lassen. So etwa bleibt auch Catherine Maxwell in ihrem Beitrag zu Vernon Lees olfaktorischen Beobachtungen an der deskriptiven Oberfläche, obgleich etliche interessante Studien und Ansätze zum Zusammenhang von Geruch und Gefühlen (dazu etwa die Reihe »Histories of Emotions and the Senses«), sowie Atmosphäre und Stimmung als auch von Geruch und Erinnerung im Umlauf sind, die es erlauben würden, hier tiefer zu gehen. Gleiches gilt für Susanne Schmidts Erkundung hotelspezifischer Dunstkreise – auch hier bleibt die Bedeutung von Gerüchen für das Ambiente und die Gestimmtheit der Räumlichkeiten recht flüchtig und somit wenig sinnstiftend, obgleich hier auf Begrifflichkeiten und Forschung zu Atmosphäre/*ambiances* zurückgegriffen werden könnte. Dagegen liest sich Tag Gronbergs Beitrag vielversprechend, wo er versucht, über das Shalimar-Parfümmotiv und die Verquickung von Lyrik und darstellender Kunst interdisziplinäre Synergien herzustellen.

Aufschlussreich ist auch Érika Wicks Beitrag zu den »sensory skills of the Fin de Siècle collector«, welcher zentrale Einblicke in die Relevanz der Spürnase für den Sammler/die Sammlerin gibt. Ausgehend vom Begriff »flair« und dessen Etymologie sowie Bedeutungsnuancen, bringt Wicky den wichtigen Aspekt Sprache beziehungsweise die Frage nach olfaktorischer Metaphorik und Vokabular auf. Gerade einem Sammelband, der sich der Literatur widmet, hätte ein verstärktes Eingehen auf Geruchsse-

mantiken und Geruchsmetaphorik gutgetan – wie derzeit etwa mit dem Projekt »NeusWijzer: A Guide to Dutch Smell Culture and Language« angestrebt wird.

Eine Spur sprachlicher Spielerei bis zur Satire findet sich zumindest in Katharina Herolds Beitrag, der mit Paul Scherbarts Ridikülierung dekadent-orientalischer Sinneswelten und seiner Parodierung der für die Literatur des Fin de Siècle so zentralen Überstimulierung des menschlichen Sensoriums eine humoristische Note in die hehre Welt der sensorischen Überreizung à la Huysmans bringt. Aber auch hier bleiben die Geruchsbezüge flüchtig. Die Autorin beweist sich zwar als Scherbart-Kennerin, macht jedoch zu wenig aus dem angekündigten satirischen Geruchspotenzial.

Literarische Werke und ihre Autor:innen zunehmend der Nase nach zu lesen, wie in diesem Band versucht wurde, ist ein erfreulicher Schritt zur Erweiterung der Sensory Studies. Nun aber gilt es, nicht nur die Geruchsspuren in den literarischen Texten selbst aufzuspüren, sondern ihr Potenzial und ihre Bedeutung für eine Nuancierung des jeweilig epochenspezifisch-soziokulturellen Kontextes deutlicher zu extrahieren.

Stephanie Weismann (Wien)

Großbauprojekte in der Frühphase des Anthropozäns

Martin Meiske, Die Geburt des Geoengineerings. Großbauprojekte in der Frühphase des Anthropozäns (Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte, Bd. 34), Göttingen (Wallstein Verlag) 2021, 328 S., 56 Abb., 29,90 €

Der Mensch als planetarer Akteur, der die Erdkruste nach seinem Ermessen durchbohrt, umgräbt und aufstaut: Die Geschichte folgenswerer menschlicher

Eingriffe in die Geomorphologie untersucht Martin Meiske in seinem Buch zur »Geburt des Geoengineerings« für die Jahre nach 1850. Neben dem geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisinteresse trägt seine Arbeit auch zur gegenwärtigen Klimadebatte bei, indem sie einen kritischen Blick auf die Anfänge der erdsystemischen Handlungsmacht industrialisierter Gesellschaften wirft. Weshalb die Natur- und Ingenieurwissenschaft gegenwärtig nicht nur einer vermeintlich korrektiven Klimamanipulation, sondern ebenso irreversiblen Eingriffen in die Biosphäre skeptisch gegenüberstehen, erläutert Meiske anhand verschiedener Großbauprojekte aus dem frühen Anthropozän. Eine Hauptthese seiner Arbeit lautet, dass der historische Rückblick auf die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa und den USA durchgeführten Eingriffe in die Umwelt mit großtechnischen Systemen Wissensbestände freilegt, die für unseren aktuellen Umgang mit der Erde aufschlussreich sind.

Für eine Historisierung des Geoengineerings verbindet Meiske das Forschungsfeld um das menschengemachte Erdzeitalter und die Infrastrukturgeschichte mit einem umwelt-, wissenschafts- sowie technikhistorischen Untersuchungsansatz, der überdies kultur- und ideengeschichtliche Blickpunkte berücksichtigt. Ein derart interdisziplinärer Zugang macht sowohl sozionaturale als auch umwelttechnische Kontexte sichtbar, innerhalb derer etwa Geoingenieure, Bauunternehmen oder staatliche Planungsbehörden großtechnische Infrastruktursysteme projektierten und umsetzten. Die kultur- und sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Anthropozän wie auch diejenige mit Infrastrukturen verfügen über eine reichhaltige Forschungsliteratur, von der in der vergangenen Dekade richtungsweisende Untersuchungsansätze

etwa von Dipesh Chakrabarty, Donna Haraway oder Dirk van Laak sowie Sara B. Pritchard ausgingen. Die davon angeregten empirischen Forschungsdesiderate löst Meiske mit aussagekräftigen und innovativen Fallstudien ein. Allerdings rekurriert der Autor in seiner methodischen Auslegung weder explizit auf das Konzept der »Hochmoderne« nach Ulrich Herbert oder James C. Scott, noch bespricht er Verena Winiweters und Martin Schmids umwelthistorischen Ansatz des »Sozionaturalen Schauplatzes«. Die Analyse des Untersuchungszeitraums und der darin besprochenen Fallstudien hätte dadurch nochmals an Tiefe gewonnen sowie idealerweise zur Diskussion eingeladen, weshalb das Buch die Jahre von 1850 bis 1950 als »Frühphase« des Anthropozäns bezeichnet. Handelte es sich nicht vielmehr um eine beginnende Hochphase? Kam es während dieser hundert Jahre auch zu Verlangsamungen oder Beschleunigungen und was folgte anschließend – befinden wir uns gerade in einer Spät- oder Übergangsphase? Lassen sich solch epochale Grenzen von unserer gegenwärtigen Warte aus überhaupt präzise ziehen? Derart grundlegende Fragen regen jedenfalls zu theoretischen Anschlussstudien an.

In drei Hauptkapiteln untersucht Meiske anhand von jeweils zwei Großbauprojekten Eisenbahntunnel, Meereskanäle und Staudämme, die von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1954 beidseits des Atlantiks entstanden. Deren Auswahlkriterium besteht in ihrer zeitgenössischen Wahrnehmung als wegweisende Meilensteine des damaligen Geoengineerings, womit sie neue Maßstäbe im Verhältnis zwischen Natur, Mensch und Technik setzten. Als komparativer Zugang liegt der Untersuchungsraum auf Westeuropa und den USA, da in diesen beiden Weltregionen nach 1850 in besonders großem Umfang geforscht,

geplant und gebaut wurde. Verflechtungshistorisch beschränkt sich der Autor auf Bauwerke, die von einem transatlantischen Wissensaustausch abhingen und in etwa zeitgleich entstanden. Die Studie orientiert sich hierfür an einem dreistufigen Vorgehen: Erstens werden die technischen Grundvoraussetzungen für die untersuchten Fallstudien erläutert. Zweitens stehen die während oder nach der Bauphase aufgetretenen unerwarteten Umweltfolgen im Fokus. Drittens geht der Autor auf die Handlungsmacht der an den Infrastrukturprojekten beteiligten Akteure ein. *Agency* rechnet Meiske dabei nicht nur dem Menschen mit seiner geosystemischen Einflusskraft zu, sondern ebenso Tieren, Pflanzen und der unbelebten Biosphäre im Allgemeinen. Das Buch legt hierzu eindrucksvoll dar, wie beispielsweise die Kooperation zwischen menschlichen Arbeitskräften mit Zug- und Lasttieren den Tunnelbau ermöglichte, invasive Pflanzen- und Tierarten durch den Kanalbau in maritime Ökosysteme eingriffen oder offengelegte Erdschichten geologisches Wissen herausforderten.

Das erste Kapitel wendet sich der revolutionären Transporttechnologie der Eisenbahn zu. Erste kritische Grundlagenstudien zur Eisenbahngeschichte liegen in den Klassikern von Robert Fogel (1964), Daniel R. Headrick (1981) oder Wolfgang Schivelbusch (1977) zwar schon seit Langem vor. Meiske gelingt es aber, das in die Jahre gekommene Forschungsfeld an jüngere Ansätze der Umwelt- und Technikgeschichte anzuschließen: Er fragt, wie sich der weltweite Ausbau der Streckennetze auf das Zeitalter des Anthropozäns auswirkte, indem diese Verkehrsinfrastruktur rund um den Globus Räume erschloss und miteinander verband, als Tunnel, Schienen sowie Brücken naturräumliche Verkehrshindernisse durchstachen und überwand. Die

historischen Voraussetzungen für den Bau des Mont-Cenis-Tunnels (1857-71) in den Alpen und des Hoosac-Tunnels (1851-75) in den Appalachen erkennt der Autor erstens in der Herausbildung der Ingenieur- und Geowissenschaften, deren Wissensbestände über internationale Institutionen und Fachkreise global zirkulierten und zunahmen. Zweitens habe sich das globale Verkehrs- und Telekommunikationsnetzwerk, dem die Eisenbahn neben der Dampfschifffahrt und der Telegrafie ebenfalls angehörte, entscheidend auf die Möglichkeiten des Tunnelbaus ausgewirkt: Neuverlegte Kabel und Verkehrsadern transportierten technische Artefakte, materielle Ressourcen, menschliche und tierliche Arbeitskraft sowie Investitionskapital in nie da gewesenem Ausmaß über Kontinente hinweg.

Das zweite Kapitel führt mit dem Beispiel des Nord-Ostsee-Kanals (1887-95/1907-14) und des Panamakanals (1881-1914) die Geschichte globaler Verkehrsnetze weiter. Warenströme, geopolitische Interessen und die leistungsstarke Dampfschifffahrt verlangten nach immer kürzeren Seerouten, weshalb Isthmen in Europa und Mittelamerika durchbrochen wurden. Stärker als beim Tunnelbau traten bei dieser Art des invasiven Geoengineerings ungeahnte Folgen auf, die den Projektverantwortlichen rasch die Grenzen ihrer Schaffenskraft vorführten. Die folgenschwere Diskrepanz zwischen den Planungsutopien und den naturräumlichen Realitäten auf der Baustelle sowie später entlang der Wasserstraßen steht im Fokus des Kapitels, wodurch die Wirkungsmacht nicht-menschlicher Akteure auf großtechnische Systeme eindrucksvoll zutage tritt. Meiske zeigt dies anhand der sich mit dem Kanalbau herausgebildeten Ingenieurgeologie, deren Wissen und Dienste für den Unterhalt von Baustellen und fertiggestellten Infrastrukturen, die einem bestimmten naturräumlichen

Umfeld ausgesetzt waren, notwendig wurden. Erodierende Erdschichten verlangten dabei genauso nach einer sozio-naturalen Interaktion wie Fische und Pflanzen, die durch die aufgebrochenen Seewege in neue Habitate gelangten und sich dort rasant ausbreiteten. Die mit den errichteten Versorgungsnetzen geschaffene »zweite Natur« setzte Kettenreaktionen an handlungstechnischen Eingriffen in Gang, die eine Rückkehr zur ursprünglichen »ersten Natur« verbauten. Meiske vermag mit dem Kanalbau wiederum ein Forschungsfeld, das die Historiografie bereits von verschiedenen Zugängen her bearbeitet hat, mit innovativen Ansätzen der Umweltgeschichte zu bereichern sowie daraus Lehren für gegenwärtige Debatten über planetare Eingriffe zu ziehen.

Anschließend steht im dritten Kapitel der Talsperrenbau in Europa und Nordamerika im Mittelpunkt. Als transatlantische Fallstudien nimmt sich der Autor den im Osten der USA gelegenen Fontana-Staudamm (1942-44) der *Tennessee Valley Authority* (TVA) zusammen mit dem Roßhaupten-Damm (1950-54) in Bayern vor. Die beiden Stauwerke verfügen insofern über eine gemeinsame Geschichte, als dass in den US-amerikanischen Besatzungsgebieten in Deutschland ein intensiver Wissensaustausch über energiewirtschaftliche Entwicklungsprojekte stattfand und die von der TVA propagierte – allerdings gescheiterte – Vision einer demokratischen Infrastrukturplanung auch in Bayern die Aufstauung des Forggensees antrieb. Darüber hinaus führten beide Kraftwerksprojekte zu Umsiedlungen, sodass Meiske subalterne Handlungsspielräume des Geoengineerings hinsichtlich des demokratischen Einbezugs betroffener Anrainer in den Planungsprozess, ihres Mitspracherechts im Umzugsentscheid sowie deren Teilhabe an den errichteten Infrastrukturanlagen auslotet. Obwohl

die beiden Fallstudien einen aufschlussreichen sozialhistorischen Einblick in die Machtverhältnisse des Dammbaus bieten, erscheint deren Auswahl nicht ganz stichhaltig. Weitaus weniger erforscht und dem Zeitrahmen der ersten beiden Kapitel entsprechender hätten alpine Stauseeprojekte aus der Frühzeit der industriellen Wasserkraftnutzung (ca. 1880-1925) mindestens genauso interessantes Anschauungsmaterial geliefert. Die damaligen Talsperren stauten zum einen mehrheitlich Naturseen auf, womit weitreichende Eingriffe in deren Täler und umliegende Wasserläufe zusammen mit der Enteignung von Agrarland einhergingen. Zum anderen wäre dadurch der bereits ältere Wissenstransfer von Europa in die USA in den Fokus gerückt. Utopien um die vermeintlich unerschöpfliche Hydroenergie zum Wohle der Nation gingen nicht erst von der TVA aus, sondern kursierten in allen Alpenländern seit spätestens dem ausgehenden 19. Jahrhundert und zeigten sich hier ausgesprochen wirkungsmächtig.

Grundsätzlich überzeugt das Buch von Meiske aber auf vielerlei Ebenen. Die Hauptthese, dass die Geschichte des Geoengineerings mahnende Lehren für technische Manipulationen der Biosphäre birgt, belegt er gekonnt mit aufschlussreichen Fallbeispielen großtechnischer Systeme. Eingriffe in unseren Planeten – sei dies in die Erdkruste oder ins Klima – bringen diffizil austarierte Ökosysteme ins Ungleichgewicht; korrektive oder prophylaktische Gegenmaßnahmen führen oftmals nur zu weiteren Problemen. Inwiefern dieser Teufelskreis mit den Anfängen des Geoengineerings globale Ausmaße erlangte, erschließt sich von der Herausbildung anthropogener Gestaltungsmacht durch neue Eisenbahnstrecken über ingenieurgeologische Grenzerfahrungen mit unbeabsichtigten Umweltschäden im Kanalbau bis hin zu

den gesellschaftlichen Konsequenzen infrastruktureller Planungspolitik. Zunächst nur fern miteinander verbundene Bauprojekte zeigen somit gemeinsam die schwerwiegenden sozioökologischen Folgen geomorphologischer Schaffenskraft auf. Meiske legt diesen komplexen Sachverhalt sprachlich und argumentativ einwandfrei und allgemein verständlich dar. Seine Ausführungen unterlegt er obendrein mit eindrucksvollem Bildmaterial. Zur Geschichte des Geoengineerings im Zeitalter des Anthropozäns liegt ein neues Schlüsselwerk vor, das nicht nur die Umwelt- und Technikgeschichte bereichert, sondern genauso zum kritischen Nachdenken über die aktuelle Klimakrise anregt und somit auch eine außerakademische Leserschaft anspricht – kurzum: ein erkenntnisreicher Aufruf der Geschichtswissenschaft zum sorgsam und nachhaltigen Umgang mit unserem Planeten.

Sebastian De Pretto (Luzern/Innsbruck)

Dark Tourism

Frank Bajohr/Axel Drecol/John Lennon (Hg.), *Dark Tourism. Reisen zu Stätten von Krieg, Massengewalt und NS-Verfolgung, Berlin (Metropol) 2020, 266 S., 24 €*

Tourismus definiert die dafür zuständige Weltorganisation UNWTO als »social, cultural and economic phenomenon which entails the movement of people to countries or places outside their usual environment for personal or business/professional purposes«. Auch die Tourismusforschung betont die besondere Außeralltäglichkeit touristischer Räume, die spezifische Erwartungen und Praktiken bedingt. Welche Auswirkungen hat dieses touristische Moment im Bereich der Geschichtskultur? Und was

bedeutet es für Orte von Krieg, Gewalt und Massenmord im Speziellen? Fragen wie diese sind in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus der deutschsprachigen Forschung geraten, die hierfür – mit zwei Jahrzehnten Verspätung – gern den angelsächsischen Terminus des *Dark Tourism* aufgreift. Auch der von den Historikern Frank Bajohr und Axel Drecoll zusammen mit dem britischen Tourismusforscher John Lennon herausgegebene Band *Dark Tourism. Reisen zu Stätten von Krieg, Massengewalt und NS-Verfolgung* schreibt sich in diesen Trend ein. Lennon gehört selbst zu den »Vätern« des Begriffs – 1996 brachte er ihn gemeinsam mit Malcolm Foley ins Gespräch, um das Phänomen von Reisen an Todesorte zu bezeichnen. Viel ist seither über die Nützlichkeit des Konzepts gestritten worden, wie die Herausgeber betonen. Dennoch entschieden sie sich, die unterschiedlichen Beiträge unter diesem Titel zu versammeln, um – so kündigen es die Herausgeber an – gängigen »Klischeevorstellungen« über den Zusammenhang von Tourismus und Gewaltgeschichte fundierte Analysen entgegenzustellen. Da sie hierbei nicht nur auf eine eigene Definition von »Dark Tourism«, sondern auch von »Tourismus« verzichten, lösen sie diesen Anspruch allerdings – so viel sei hier vorweggenommen – nur bedingt ein.

Eine systematische Auseinandersetzung mit dem Begriff des *Dark Tourism* überlassen die Herausgeber ihrem ersten Beiträger Jörg Skriebeleit. Pointiert situiert er den Terminus in der britischen Heritage-Debatte und skizziert seine Popularität zwischen Gesellschaftskritik und Forschungskonzept. Mit Philip Stone, Leiter des *Institute of Dark Tourism Research* in Preston, führt Skriebeleit einen weiteren bekannten Vertreter des Konzepts ein, dessen Typologisierungsversuche in Abgrenzung zum Ansatz Lennons und Foleys entstanden. Wie

viele der folgenden Beiträger:innen artikuliert Skriebeleit eher Skepsis gegenüber dem konzeptionellen Mehrwert des Labels und spricht sich statt eines »dunklen« für einen kritischen Ansatz aus. Basierend auf Beispielen aus Auschwitz, Dachau und Flossenbürg widmet er sich unter anderem institutsethischen Fragen und plädiert für eine »bewusste Schaffung von notwendigen Irritationen«, die touristische Erwartungen und Handlungsweisen auf kluge Weise zum Ausgangspunkt für Reflexionen werden lassen können.

Die prominente Platzierung von Skriebeleits Beitrag ist nicht nur wegen des begriffsgeschichtlichen Überblicks schlüssig. Seine Reflexionen stehen auch exemplarisch für das Hauptthema des Buches. Auch wenn der Untertitel ein breiteres Spektrum erwarten lässt, widmen sich mehr als die Hälfte der Beiträge KZ-Gedenkstätten beziehungsweise Orten des Holocaust. Einen zweiten, kleineren, Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit »Täterorten«, die mit Hitler und Mussolini verbunden sind. Insbesondere die Beiträge zum Kehlsteinhaus (Bajayanti Roy) und zum italienischen Erbe des Faschismus (John Lennon) machen deutlich, wie problematisch die Touristifizierung sowohl von privaten Räumen als auch propagandistischen Kulissen sein kann, wenn die Faszination nicht kuratorisch gebrochen, sondern verlängert wird. Den Abschluss des Bandes bildet eine Studie über Angebote und Praktiken des *Dark Tourism* in Ruanda. Exzeptionell ist dieser Beitrag von Lindsay Scorgie-Porter nicht nur, weil er weder die beiden Weltkriege noch Europa betrifft, sondern auch, weil die Autorin als einzige die Ebene des staatlichen Image-Managements in den Blick nimmt. Auch wenn diese Perspektiverweiterung prinzipiell sehr zu begrüßen ist, unterstreicht sie den sonstigen euro-

zentristischen Blick auf das Phänomen freilich eher, als dass sie ihn aufbricht.

Angeichts der noch immer knappen Rezeptionsforschung im Feld des Geschichtstourismus sind insbesondere jene Fallstudien positiv herauszuheben, die sich dem Spannungsfeld aus Gedenken, Lernen und Unterhaltung auf Basis von Befragungen, Interviews, Gästebüchern, Sozialen Medien beziehungsweise Reiseblogs widmen. Anhand von schulischen Studienfahrten nach Auschwitz-Birkenau, bei denen die Teilnehmer:innen vor, während und nach dem Aufenthalt befragt wurden, zeigt Fiona Roll multi-kausale Teilnahmemotivationen auf und weist nach, dass die Diskrepanz zwischen Authentizitätserwartungen und realen Erfahrungen vor Ort bei vielen Schüler:innen eine Reflexion des Erlebten auslöst. Den Spezifika und Herausforderungen, die sich aus der Weitergabe von Erinnerung durch Social Media, insbesondere Instagram, ergeben, widmet sich die an der KZ-Gedenkstätte Neuengamme für Öffentlichkeitsarbeit zuständige Geschichtsvermittlerin Iris Groschek auf selbstreflexive, theoretisch informierte und damit sehr anregende Weise. Problematischer ist der Versuch von Anja Ballis, touristische Erfahrungen auf Basis von TripAdvisor-Reviews zu analysieren. Der Befund der Literaturdidaktikerin, dass viele der Bewertungen von KZ-Gedenkstätten dem narrativen Topos eines Abenteuerzyklus folgen, ist zwar nachvollziehbar. Allerdings lässt sich fragen, inwiefern eine narrative Analyse dieses Mediums nicht dessen wesentliche Funktion – die Bewertung einer Dienstleistung – zu sehr ausblendet. Lassen sich solche Online-Reviews wirklich als Ausdruck »sozial erwünschter Normen« lesen? Und ist der Abenteuer-Topos tatsächlich für Gedenkstättenbesuche spezifisch?

Auf professionelle Besucherforschungen von 2012 und 2016 können die Bei-

träge zum Obersalzberg zurückgreifen. Zwar wurde Hitlers Bergresidenz bei Berchtesgaden nach dem Krieg weitestgehend abgetragen, dennoch wirkt der Bezug zum Privatleben des »Führers« auf viele Reisende offensichtlich anziehend. Besuchen können sie das erhaltene Tunnelsystem im Berg und eine Ausstellung im Bunker. »Zwischen Grusel und Kultur« überschreibt Sven Keller, Leiter der Dokumentation Obersalzberg, in diesem Sinne seinen Reflexionen. Wie auch Wolfgang Aschauer, Miriam Foidl und Martin Weichbold in ihrer ausführlichen, didaktisch orientierten Auswertung der Publikumsstudien skizziert er den Täterort als besonderen kulturtouristischen Erlebnisraum, hinterfragt seine Einordnung als »dark-touristisch« aber explizit.

Ungeachtet vieler sehr lesenswerter Einzelstudien hinterlässt die Gesamtlektüre einen zwiespältigen Eindruck. Obwohl aus fast allen Beiträgen Zweifel am analytischen Nutzen des Begriffs *Dark Tourism* spricht, zielt dieser groß das Cover. Daneben das Foto eines Linienbusses mit der Anzeige »Auschwitz-Birkenau-Auschwitz«. Was aus verlags-ökonomischer Sicht gut verständlich ist, ist etwas ärgerlich, weil das Potenzial, die deutschsprachige Debatte über das Phänomen nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch voranzubringen, letztlich nicht ausgeschöpft wird. Fast alle Autor:innen arbeiten sich an dem Etikett ab, ohne dass die Herausgeber eine eigene Definition vorschlagen, geschweige denn eine programmatische Positionierung vornehmen. Mehr noch: Weil selbst eine Minimaldefinition von »Tourismus« fehlt, trägt der Sammelband stellenweise weniger zur begrifflichen Schärfung als zur Verwirrung bei. Die eher assoziative Einleitung systematisiert das Nebeneinander von didaktisch begleiteten Gedenkstättenbesuchen in Auschwitz und Hitler-Grusel in den Bayrischen

Alpen nicht. Eine gemeinsame Fragestellung fehlt ebenso wie ein konziser Forschungsüberblick. Eher zwischen den Zeilen liest man das Hauptinteresse – letztlich die »Heritagization« von Orten der Massengewalt im Rahmen der Tourismusindustrie – heraus. Die äußerst anregenden Beiträge von Beate Meyer (zu privaten Reisen von Holocaust-Überlebenden an ihre alten Wohnorte) und Gaëlle Fisher (über eine Reise durch die »alternative Gedenklandschaft« Transnistriens) lassen sich als interessante Kontrastfolien zum kommerziellen Tourismus verstehen. Als solche fruchtbar gemacht werden sie allerdings nicht.

Neben einer stärkeren analytischen Fundierung und einer klaren Dimensionierung des Forschungsgegenstands wünscht man sich eine transparente Positionierung der Beitragenden im betrachteten Feld. Die Tatsache, dass das große Interesse an »dunklen« Reisezielen keinen Spiegel des Tourismus, sondern der Forschungsinteressen bestimmter (Zeit-) Historiker:innen darstellt, reflektieren die Herausgeber nicht. Die Sprechpositionen der Träger:innen – als Gedenkstättenleiter oder Mitarbeiter:innen teils selbst im Feld aktiv – werden im Text fast nirgends offengelegt. Damit eng verbunden ist eine manchmal arg normative Sicht auf das Phänomen. Obwohl Bajohr, Drecol und Lennon in der Einleitung betonen, dass es den Massentourismus nicht zu verteufeln, sondern zu erforschen gelte, rutschen sie, ebenso wie Steffen Hänschen und Imogen Dalziel in ihren Beiträgen, immer wieder in eine teils moralisierende Abgrenzung zu den »pseudo-authentischen« »Kunstwelten«, die »vermeintliche Reisen in die Vergangenheit [...] vorgaukeln«. Indem etwa die Lemberger Dokumentationsstätte »Territory of Terror« als »eine Art touristisches Disneyland des Totalitarismus« vorgestellt oder Auschwitz-Tourist:innen

recht pauschal als passiv-unterhaltungssüchtige Konsument:innen porträtiert werden (Dalziel), bleibt der Band hinter dem Forschungsstand zurück. Auf diese Weise reproduziert er streckenweise jene uralte Distinktion zwischen »Reisenden« und »Tourist:innen«, die eigentlich selbst Gegenstand der Analyse sein sollte.

Sabine Stach (Leipzig)